Festgottesdienst zum Augsburger Hohen Friedensfest am 8. August 2017 Predigt in St. Anna (Augsburg)

Domkapitular Professor Dr. Wolfgang Klausnitzer, Erzdiözese Bamberg

Verehrte Schwestern und Brüder, liebe Gottesdienstgemeinde,

„Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben (agapēseis)... Du sollst deinen Nächsten lieben (agapēseis) wie dich selbst. An diesen beiden Geboten hängt das ganze Gesetz samt den Propheten.“ (Mt 22,37.39f)

Die alten Griechen haben – wie kaum ein anderes Volk in Europa – in Philosophie und Literatur über die Liebe nachgedacht. Die antike griechische Sprache kennt deshalb vier Wörter für Liebe. „Storgē“ ist die Liebe der Eltern, besonders der Mutter, zu ihrem Kind. Es ist eine schützende, wärmende Liebe, die jede Träne trocknen und jeden Stein aus dem Weg räumen will. Die Griechen stellten sie dar im Bild einer Frau, die sich über ihren Sprössling beugt.

„Eros“ war für die Griechen die Liebe von zwei Menschen in einem geschlechtlichen Sinn, ein Dämon fast, eine eifersüchtige Liebe, die den geliebten Partner ausschließlich für sich beansprucht. Im Bild ist sie gezeichnet in der Gestalt zweier Menschen, die sich gegenseitig in die Augen schauen, während die Welt um sie herum gleichgültig wird.

„Philia“, wir übersetzen das manchmal mit Freundschaft oder Zuneigung, war für die Griechen die Liebe zueinander von Menschen, die ein gemeinsames Interesse und eine übereinstimmende Vision teilen, dargestellt als eine Gemeinschaft von Menschen, die in die gleiche Richtung gehen. In dieser Form der Liebe ist der Dritte oder die Vierte nicht eine gefühlte Bedrohung, sondern eine Bereicherung. „Ich sei, gewährt mir diese Bitte, in eurem Freundesbund der Dritte“, heißt es bei Schiller. Ich nenne euch nicht mehr Knechte, sondern Freunde („philoī“), sagt Jesus den Jüngern (vgl. Joh 15,15). Die griechische Übersetzung des AT, die Septuaginta, verwendet allerdings diese drei Worte zur Beschreibung des Verhältnisses von Gott und Mensch und der Menschen untereinander eher selten und setzt ein anderes Wort ein, das dann im NT nahezu ausschließlich für die Liebe verwendet wird: „agapē“.

Die frühe Kirche hat diese Form der Liebe symbolisch in der Feier der „Agapē“ zum Ausdruck gebracht. Die „Agapē“ war nicht die Eucharistie, aber sie wurde oft im Zusammenhang mit ihr veranstaltet. Es war ein gemeinsames Mahl; Sie haben das ja auch in einer ähnlichen Form in der Augsburger Friedenstafel. Paulus beschreibt diese Praxis im 1. Korintherbrief (1 Kor 11,20-22). Gastgeber ist nicht eine Institution oder ein Einzelner. Gastgeber sind alle, die kommen. Jeder bringt etwas mit von dem, was er hat, die Wohlhabenden mehr, die Armen wenig oder fast nichts, aber auch sie haben etwas beizusteuern. Und die „Agapē“ besteht darin, dass alle teilen, so dass alle satt werden und ihre Bedürfnisse befriedigen können. In mittelalterlichen Legenden wird so der Himmel beschrieben: Jeder gibt beim gemeinsamen Essen dem anderen, was er oder sie braucht – und alle werden satt. Die Hölle dagegen ist der Ort, wo jeder nur auf sich schaut, um seinen eigenen Anteil kämpft am großen Kuchen und ihn zu Lasten der anderen in sich hineinschaufelt – und wo das Zusammenessen im Streit versinkt.

Was heißt das für uns als Christen und Christinnen? Im Römerbrief fasst Paulus den christlichen Glauben in die Kurzformel, aus der für ihn alles andere im Christentum folgt (Röm 10,8-13): Ein Mensch ist dann ein Christ/eine Christin, wenn er/sie mit dem Mund bekennt: „Jesus ist der Herr (griechisch: Kyrios)“ und im Herzen glaubt, dass Gott ihn von den Toten auferweckt hat.

Paulus beschreibt den christlichen Glauben als Gleichsetzung: Der Mensch Jesus von Nazaret **ist** der „Kyrios“, wobei „Kyrios“ in der Septuaginta und im NT eine Gottesprädikation ist. Der Mensch Jesus ist Gott, heißt dieses Bekenntnis – und er ist nicht tot und begraben, sondern er wirkt nach seiner Auferstehung immer noch in und an seiner Kirche. Wer das bekennt, ist ein Christ/eine Christin. Wer das bestreitet (wie auch immer er sonst Jesus positiv zu würdigen vermag), ist das eben nicht.

Es hat über 400 Jahre gebraucht, manche sprechen sogar von einem noch längeren Zeitraum, bis sich die christliche Kirche nach langen, leidenschaftlichen Auseinandersetzungen auf einen Konsens darüber einigen konnte, was denn die Formel des Paulus genau und eigentlich bedeute. Die Theologen der Schule von Antiochia im damaligen Syrien haben das Menschsein Jesu betont, eines Menschen, der leidet, der Angst hat vor der Passion, der mit

seinem Gott ringt, aber doch von ihm schließlich – als ein herausragender Glaubender – zu Gott „erhöht“ wird. Allerdings stellt sich dann doch die Frage, wie ein solcher Mensch „Kyrios“ genannt werden darf.

Die Theologen der Schule von Alexandria in Ägypten auf der anderen Seite haben über das Gottsein Jesu nachgedacht und dann manchmal über diesem Gottsein sein Menschsein vergessen, wenn sie geleugnet haben, dass er am Kreuz gelitten hat, denn ein Gott kann ja keine menschlichen Schmerzen erleiden. Beide Parteien haben im bitteren Streit für ihr Glaubensbekenntnis gekämpft.

Das Konzil von Chalkedon hat dann im 5. Jahrhundert die Gleichsetzung des Paulus noch einmal eingeschärft: Jesus ist in einem vollen Sinn wahrer Mensch (also nicht die menschliche Verkleidung eines auf Erden wandelnden Gottes) und er ist zugleich in der gleichen Weise wahrer Gott (d. h. in ihm ist der göttliche „Logos“ hier auf Erden in seiner Fülle und für jedermann ansichtig offenbar geworden). Die Lösung des Streites bestand nicht darin, dass sich eine Partei gegenüber der anderen durchgesetzt hat, sondern dass die Alexandriner entdeckten, dass ihre biblisch begründete Einsicht durch die ebenfalls biblisch begründete Einsicht der Antiochener nicht in Frage gestellt, sondern biblisch und christlich vertieft wurde, und umgekehrt.

Ich denke, dass diese theologiegeschichtliche Erinnerung auch ein Programm unserer heutigen Ökumene werden könnte. Wir christlichen Kirchen haben uns in der Ökumene in vielen Punkten einander angenähert, aber wir haben uns immer noch in anderen traditionellen Themen zerstritten, etwa in der Frage nach der Gestalt der Kirche Christi und damit der kirchlichen Einheit, und wir zerstreiten uns heute zunehmend in ethischen Themen wie etwa der Genderfrage oder des Umganges mit der Homosexualität innerkirchlich oder zwischenkirchlich, d. h. zwischen den sogenannten „Kirchen des Nordens“ (in den USA und in Europa) und den „Kirchen des Südens“ (in Afrika und Asien), wobei die ersten den zweiten einen Mangel an Bibelhermeneutik und die zweiten den ersten eine Kapitulation vor dem Zeitgeist vorwerfen.

Martin Luther war in den Schmalkaldischen Artikeln offensichtlich der Meinung, dass manche Streitfragen unter Christen in einem Gespräch unter „Verständigen“ auch in einem Kompromiss des Nachgebens gelöst oder zumindest verhandelt werden könnten. Er nennt als ein Beispiel (unter bestimmten Bedingungen) die Berufung ins geistliche Amt (Ordination) von „evangelischen“ Predigern durch altgläubige Bischöfe. Philipp Melanchthon war sogar der Meinung, dass „um des Friedens und der christlichen Einheit willen“ auch ein Zugeständnis in der Frage des Papstamtes möglich sei.

Auf der anderen Seite gibt es in allen christlichen Kirchen Glaubensartikel (Luther spricht von Artikeln, mit denen die Kirche steht oder fällt, wir Katholiken sprechen von Dogmen), die nicht verhandelbar sind oder sein können, weil sie nach dem Selbstverständnis der jeweiligen Kirchen auf den Willen Jesu Christi zurückgehen und ihre Aufgabe ein Verrat am Gebot Jesu Christi bedeutete.

Christsein heißt, ein Bekenntnis abzulegen (das NT spricht von einem Zeugnis), durch Worte, aber auch durch das eigene Leben. Jesus kritisiert die leider allzu vielen, die immer wieder bloß in Worten proklamieren: „Herr, Herr“, zu denen der Weltenrichter aber sagen wird, weil sie das Bekenntnis nicht in ihrem Leben verifizieren: „Ich habe euch nie gekannt.“ Paulus schreibt im 2. Korintherbrief an die Adressaten: Lest an meinem Leben (und nicht nur an meinen Worten) ab, was es bedeutet, ein Christ zu sein.

Aber im Sinne des Gebotes der „Agapē“ ist dieses Zeugnis immer auch verwiesen auf das Zeugnis der anderen Christen. „Unus christianus nullus christianus (Ein Christ [ist] kein Christ)“ hieß es in der Patristik. Das gilt für uns Einzelchristen innerhalb unserer je eigenen Kirche und das gilt, denke ich, auch für die verschiedenen christlichen Kirchen. Für Augustinus, den Luther immer wieder zitiert, waren die Donatisten Nordafrikas seiner Zeit schon deswegen nicht die Kirche Christi, weil sie sich separiert hielten von den Kirchen anderer Länder und Kontinente. Jesus hat seine Jünger zur Einheit gerufen (Joh 17,21: „alle sollen eins sein“), im Glaubensbekenntnis bekennen wir in allen großen Kirchen die „eine Kirche“, Martin Luther und Philipp Melanchthon starben im Glauben an die Einheit der erneuerten (reformierten) einer Kirche und noch im 20. Jahrhundert hat Karl Barth die Vielzahl der Kirchen nicht als gottgewollten Reichtum, sondern als menschliche Schuld angesichts der Botschaft Jesu und der Predigt des Paulus diagnostiziert.

Vielleicht gelingt es uns in der Ökumene, eine Gestalt und ein Bekenntnis der christlichen Gemeinschaft zu finden, in dem wir Anglikaner, Katholiken, Lutheraner, Orthodoxe, Reformierte und Mitglieder der Freikirchen und anderer Kirchen unser je eigenes Bekenntnis zur Form der Kirche „aufgehoben“, bewahrt und biblisch vertieft finden, bereichert durch das Bekenntnis der anderen. Es muss ja nicht unbedingt 400 Jahre dauern wie in der Christologie. Wenn es uns Christen gelänge, unsere Differenzen im Geist dieser „agapē“, d. h. des gegenseitigen Beschenkens und Empfangens, beizulegen, wäre dies in der Tat ein christliches Zeugnis hinein in die vielen Zerrissenheiten dieser Welt und unserer Gesellschaft.

Im Johannesevangelium (Joh 13,34) gilt es als ein Erkennungszeichen der Jünger und Jüngerinnen Jesu, dass sie einander lieben. Und der Apologet Tertullian notiert am Ende des 2. Jahrhunderts, dass die Außenstehenden dies mindestens zur Kenntnis nehmen, wenn sie über die Christen und Christinnen sagen: „Seht, wie sie einander lieben.“ In beiden Fällen stammt das griechische Wort aus der Wurzel „agapē“.